Wissenschaftliche Reihe – Heft 3

Institut für Staatspolitik

Nationale Identität



IfS

Nationale Identität

Wissenschaftliche Reihe – Heft 3
Arbeitsgruppe 1: Die Rolle des Staats im 21. Jahrhundert

Institut für Staatspolitik

Rittergut Schnellroda · 06268 Albersroda
Fax 034632-90941 · www.staatspolitik.de

Inhalt

Rittergut Schnellroda · 06268 Albersroda · Fax 034632-90941 · www.staatspolitik.de

Vorab

Frage: *Du liebst dein Vaterland, nicht wahr, mein Sohn?*
Antwort: *Ja, mein Vater, das tue ich.*
Frage: *Warum liebst du es?*
Antwort: *Weil es mein Vaterland ist.*
Frage: *Du meinst, weil Gott es gesegnet hat mit vielen Früchten, weil viele schöne Werke der Kunst es schmücken, weil Helden, Staatsmänner und Weise, deren Namen anzuführen kein Ende ist, es verherrlicht haben?*
Antwort: *Nein, mein Vater; du verführst mich.*
Frage: *Ich verführte dich?*
Antwort: *Denn Rom und das ägyptische Delta sind, wie du mich gelehrt hast, mit Früchten und schönen Werken der Kunst, und allem, was groß und herrlich sein mag, weit mehr gesegnet als Deutschland. Gleichwohl, wenn deines Sohnes Schicksal sein wollte, daß er darin leben sollte, würde er sich traurig fühlen und es nimmermehr so lieb haben wie jetzt Deutschland.*
Frage: *Warum also liebst du Deutschland?*
Antwort: *Mein Vater, ich habe es dir schon gesagt!*
Frage: *Du hättest es mir schon gesagt?*
Antwort: *Weil es mein Vaterland ist.*

Heinrich von Kleist, 1809[1]

… der Franzose versteht sich mit dem Franzosen, der Engländer mit dem Engländer letzten Endes am besten und aufs beste. Es gibt jedoch ein Land und Volk, in welchem es sich anders verhält: das ein Volk, das eine Nation in jenem sicheren Sinne, wie die Franzosen oder Engländer Nationen sind, nicht ist und es wahrscheinlich niemals werden kann, weil seine Bildungsgeschichte, sein Menschlichkeitsbegriff dem entgegenstehen; ein Land, dessen innere Einheitlichkeit und Geschlossenheit durch die geistigen Gegensätze nicht nur kompliziert, sondern beinahe aufgehoben wird …

Thomas Mann, 1918[2]

Was ich … nicht mehr will: die Tradition der Selbstbezichtigung, die gerade bei der deutschen Linken so üblich ist, fortsetzen. Wenn ausländische Genossen kommen, gibt es ein schlechtes Ritual: man hat sich zusammen mit denen über das deutsche Elend zu entsetzen, Deutschland wird in den schwärzesten Farben gemalt; die ganze Welt ist besser – nur Deutschland ist der vollkommene Horror. Ich mag diese Unterwürfigkeit nicht mehr: von ausländischen Genossen nur akzeptiert zu sein, wenn ich mein eigenes Land verleugne. Das ist eine Sackgasse, das steht in der Tradition der imperialistischen Entnazifizierung durch die gottverdammten Yankees, die die Demokratie bei uns verordnet haben.

Thomas Schmid, 1978[3]

Es ist also eine vollendete, endlich normale Bundesrepublik, die der Einigungsvertrag bringt. Die Bundesbürger verlieren nicht ihre Identität, sondern allenfalls ihre kollektive Identitätsneurose. Tatsächlich finden sie jetzt eine Identität, nach der sie sich bewußt oder unbewußt jahrzehntelang verzehrt haben.

Hans-Peter Schwarz, 1990[4]

Der Westen hat vom Osten gelernt, wie aus den Leuten unter bestimmten Umständen ein Volk werden kann, und der Osten hat vom Westen gelernt, daß ein Volk nicht bestehen kann, sondern unter den Bedingungen von Einheit, Recht und Freiheit in die Leute auseinanderfällt. Seitdem ist es eine intellektuelle Aufgabe … den Ort zu bezeichnen, der die Unterscheidung zwischen Volk und Leuten verfügbar hält. Heinz Bude, 1995[5]

Einleitung

Als der hessische Ministerpräsident Roland Koch im September 2001 am Rand eines Interviews äußerte, die Union solle die „nationale Identität" im nächsten Wahlkampf zum Thema machen, löste das ebenso aufschlußreiche wie absehbare Reaktionen aus. In den Medien war ein Aufschrei vernehmbar, daß diese Absicht dem Rechtsradikalismus in die Hände spiele. Vertreter von CDU und CSU äußerten sich verzagt, verständlich nach den Diskussionen zur „Leitkultur" und zum „Patriotismus", die in den beiden vergangenen Jahren von der Union wohl angeregt, dann aber nicht geführt und schon gar nicht unter Kontrolle gehalten werden konnten.[6]

Koch rechtfertigte seinen Vorschlag in erster Linie pragmatisch, unter Verweis auf das, was in anderen Ländern Europas normal sei: Es müsse auch für die Deutschen erlaubt sein, „… die Selbstverständlichkeit des Zusammenlebens eines Volkes ebenso zu benennen, wie wir unsere Interessen formulieren und vertreten müssen. Ich glaube, ohne solche Orientierungen, ohne eine nationale Identität würde der Gang in ein gemeinsames Europa sehr viel schwieriger werden. Wir müssen offen und normal und unverkrampft ein Verhältnis zu uns und unserer Geschichte finden, wie es uns unsere Nachbarn in ihrem Umgang mit der Nation vorleben."[7]

Debatten über die „nationale Identität" der Deutschen hat es in der Nachkriegszeit mehrfach gegeben, ohne daß der Begriff von Anfang an gebräuchlich war. In einer ersten Phase, von den späten vierziger bis zum Beginn der fünfziger Jahre, ging es vor allem um die Frage kollektiver Verantwortung und den verbliebenen Bestand, in einer zweiten Phase, die Mitte der sechziger Jahre einsetzte und bei Abschluß der Ostverträge endete, diskutierte man das Problem, ob, und wenn ja: in welcher Gestalt, die Einheit der Nation bewahrt werden könne, in der dritten, die parallel zur Entwicklung der Friedensbewegung verlief, wurde vorzugsweise der Komplex Blockbindung – Kriegsgefahr – deutsche Teilung thematisiert.

Was bei allen diesen Debatten um die Identität der Deutschen vorausgesetzt werden durfte, war die Annahme, daß es so etwas wie die „nationale Identität" überhaupt gebe, daß ihr Vorhandensein wünschenswert sei und ihr Verlust einen gravierenden Schaden bedeute. Insofern kann man die drei ersten Phasen von den beiden letzten unterscheiden, die mit der Wiedervereinigung und dann in der jüngsten Vergangenheit anzusetzen sind. Bei diesen Kontroversen standen sich nicht mehr Parteien gegenüber, die die jeweils richtige Deutung von „nationaler Identität" in Anspruch nahmen, hier traten die erklärten Feinde „nationaler Identität" gegen ein Häuflein von Verteidigern an.

Wenn man die gegenwärtige mit der geistigen Lage der Nation in den Nachkriegsjahren vergleicht, wird ein hohes Maß seelischer Verwüstung erkennbar. Als Ricarda Huch, gerade aus dem Exil zurückgekehrt, im Oktober 1947 auf dem

ersten – und letzten – gesamtdeutschen Schriftstellerkongreß sprach, durfte sie annehmen, daß die Nation nach Meinung aller Teilnehmer zu den Fundamenten von Kultur und Politik gehörte, und mehr als das: „In der Bibel ist uns gesagt: liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Es gilt auch von den Nationen; daß jede sich selbst liebt, ist selbstverständliche Voraussetzung. Über die Selbstliebe sollte sich dann die Liebe zu den anderen entfalten." Ricarda Huch meinte, daß die deutsche Intelligenz Weltoffenheit zeigen müsse, aber man bleibe doch „… in erster Linie Deutscher".[8]

Die Generation, die sowohl die Diktatur als auch den Krieg als auch den Zusammenbruch von 1945 miterlebt hatte, hegte weniger Zweifel an der Existenzberechtigung Deutschlands und dem bleibenden Wert seiner Traditionen als die heutige. Man konnte damals erwarten, daß die negativen Seiten der deutschen Vergangenheit gegenüber den positiven allmählich an Gewicht verlieren würden. Behauptungen wie die vom „Zivilisationsbruch" oder einer „Unvergleichbarkeit" der NS-Verbrechen wären kaum auf Zustimmung getroffen, geschweige denn, daß man wegen solcher oder ähnlicher Thesen die ganze Geschichte der Nation verworfen hätte.

Gegen alle Wahrscheinlichkeit ist die braune als „Vergangenheit, die nicht vergehen will",[9] zum Fokus für das historische Selbstverständnis der Deutschen geworden, und daraus zieht bis heute jede Polemik gegen „nationale Identität" ihre Rechtfertigung: Die Deutschen sind es nicht wert, ein Selbstverständnis zu haben, das ihren Stolz und Patriotismus begründen könnte, eben weil sie als Nation nichts wert sind, eigentlich als Nation gar nicht bestehen sollten. Im Vorfeld der Wiedervereinigung brachte Günter Grass diese Haltung auf den Punkt: „Allen Grund haben wir, uns vor uns als handlungsfähiger Einheit zu fürchten. Nichts, kein noch so idyllisch koloriertes Nationalgefühl, auch keine Beteuerung nachgeborener Gutwilligkeit können diese Erfahrung, die wir als Täter, die Opfer mit uns als geeinte Deutsche gemacht haben, relativieren oder gar leichtfertig aufheben."[10]

Allerdings führt die von Grass und anderen entwickelte Argumentation immer wieder zu einem Punkt, an dem ihre Haltlosigkeit klar erkennbar wird: Auch wer die Nichtswürdigkeit einer Nation behauptet, muß ihr Vorhandensein annehmen und glauben, daß sie durch erkennbare Merkmale konstituiert sei. Auch der „negative Nationalismus" ist ein Nationalismus. Schon daß der Staat die gemeinsame Erinnerung als politisch erwünscht betrachtet, mehr noch, daß er sie propagiert und im Zentrum der Bürgerreligion installiert, zeigt, daß die Gegner des Prinzips „nationale Identität", die zu den wichtigsten Verfechtern dieser politischen Theologie gehören, an ihren eigenen Voraussetzungen scheitern. Man hat eben nicht das kollektive Selbstverständnis beseitigt und durch einen konsequenten Atomismus ersetzt, der nur noch Einzelne kennt, sondern lediglich die Vorzeichen umgedreht. Im Kern geht es auch den Verächtern der „nationalen Identität" um die Frage „Was ist deutsch?".

Zur Illustration mag ein Hinweis auf die Rede Joschka Fischers vor der Rassismus-Konferenz in Durban dienen.[11] Die groteske Entschuldigung des Außenministers für die Verbrechen des Kolonialismus (an denen Deutschland, wenn überhaupt, dann einen sehr geringen Anteil hatte) war ein typischer Ausdruck „neuer Legitimationskultur".[12] Ohne Widerspruch erwarten zu müssen, konnte Fischer vortragen, daß die Deutschen durch ihre Geschichte auch jetzt verpflichtet seien, Verantwortung zu übernehmen, schon weil die Einmaligkeit deutscher Schuld in anderem Zusammenhang außer Zweifel stehe und die Nachgeborenen exemplarisch gezeigt hätten, wie man für die Untaten der Vorfahren büße.

Geht man den gedanklichen Voraussetzungen dieser Thesen nach, kommt man zu dem Schluß, daß Fischer die Nation als *corpus mysticum* vorstellt, als überzeitliche Einheit der Verstorbenen, der Lebenden und derjenigen, die noch geboren werden. Durch die Abstammung hat man Teil an der Geschichte des eigenen Volkes, kein Willensakt kann das ändern. Die Nation ist eine Schicksalsgemeinschaft. Das heißt, hier werden alle klassischen Topoi „nationaler Identität" entfaltet, allerdings in einer düsteren Variante. Immerhin fehlen Verheißungen nicht ganz: Mit den multikulturellen Gesellschaften – prophezeite Fischer – entstehe eine neue Form des Zusammenlebens, in der dann wohl die Deutschen (samt ihrer Schuld?) verlöschen werden.

Das neue deutsche Selbstverständnis wurde schon oft analysiert, man hat auf seine versteckte Hybris und seine pathologischen Züge hingewiesen. Der Zusammenhang mit dem Trauma der Kriegsniederlage, mit den Umerziehungsversuchen der Alliierten, mit legitimen und illegitimen Bemühungen um „Vergangenheitsbewältigung" und mit den „Ideen von 1968" wurde wieder und wieder thematisiert. Aber keine Entlarvung konnte den Einfluß dieser Form „nationaler Identität" beseitigen. Die Ursache liegt darin, daß die Wirkung von Aufklärung bei geistigen Beständen, die im Vorvernünftigen wurzeln, immer begrenzt ist.

Mitte der achtziger Jahre führten verschiedene demoskopische Institute eine „Internationale Wertestudie" durch, die die Haltung von Amerikanern, Europäern und Japanern zu bestimmten Schlüsselfragen prüfen sollte. Das Ergebnis war im Hinblick auf den Patriotismus besonders kennzeichnend. Während in den USA 96 Prozent der Befragten erklärten, „ziemlich stolz" oder sogar „sehr stolz" auf ihr Land zu sein, waren es im europäischen Durchschnitt nur 76 Prozent. Dabei gab es auffällige Abweichungen nach oben (Irland: 91 Prozent, Großbritannien: 86 Prozent) wie nach unten. Mit gerade 59 Prozent der Befragten markierten die Westdeutschen eindeutig das untere Ende der Skala.[13]

Elisabeth Noelle-Neumann wies in der Analyse der Daten darauf hin, daß der Identifikationsverlust keineswegs mit einem Zuwachs an Glück und Wohlbefinden des Einzelnen ausgeglichen werde. Vielmehr bestehe ein erkennbarer

Zusammenhang zwischen dem Stolz auf die eigene Nation und dem Stolz auf die eigene Arbeit oder die eigene Familie. Man habe es bei den Deutschen mit einem „Extrem der Selbst-Demütigung“[14] zu tun, das neben der Störung der nationalen Identität auch negative Auswirkungen auf alle möglichen anderen Felder des Zusammenlebens habe.

Es ist nicht so, als ob die Gegner einer Erneuerung nationaler Identität dieses Problem übersehen hätten. Allerdings glauben sie, daß Identität keinen „Traditionsinhalt“ mehr besitze. Jürgen Habermas behauptete schon 1973 in einer Rede: „Eine kollektive Identität können wir heute allenfalls in den formalen Bedingungen verankert sehen, unter denen Identitätsprojektionen erzeugt und verändert werden.“ Identität sei im Diskurs herzustellen, ein Prozeß, bei dem sich Individuen (welche?) „… an dem Bildungs- und Willensbildungsprozeß einer gemeinsamen erst zu entwerfenden Identität“[15] beteiligen könnten.

Faktisch lief der Versuch, solche oder ähnliche Vorschläge anzuwenden, darauf hinaus, eine kollektive Identität der westdeutschen Gesellschaft zu entwerfen, die mit dem, was in anderen Ländern als identitätsstiftend betrachtet wurde, nichts mehr zu tun hatte. Von Bedeutung für diesen Zusammenhang waren vor allem zwei Konzepte:

1. Die Idee, daß man gerade aus der verbrecherischen Anomalie der deutschen Geschichte eine neue Form der Identität ableiten müsse. Entsprechend äußerte Hans Mommsen 1979: „Nicht tausend Jahre heiler, sondern zwölf Jahre unheilvoller deutscher Geschichte vermögen uns vielleicht zu dem zu verhelfen, was man ein ‚gesundes‘ Nationalgefühl nennt.“[16] Von hier aus war es nur ein kurzer Schritt hin zu der Empfehlung, auch andere Nationen sollten ihr „… robusteres historisches Selbstbewußtsein“ überwinden, da dieses „… sich politisch meist als schädlich erwiesen habe“.[17] Angefangen mit den Befürchtungen, die Linke und Liberale wegen einer „geistig-moralischen Wende“ nach dem Regierungswechsel von 1982 hegten, über die Auseinandersetzungen des „Historikerstreits“ bis hin zur Vollendung einer auf die nationalsozialistische Vergangenheit fixierten Zivilreligion in den neunziger Jahren findet sich immer wieder diese Vorstellung, daß die Deutschen ihre nationale Identität *ex negativo,* aus dem Bewußtsein, ein Haufen Schuldiger zu sein, neu gewinnen könnten.
2. Von einem großen Teil des bürgerlichen Lagers der Bundesrepublik wurde dieses Projekt abgelehnt. Zwar gab es auch hier Mißtrauen gegen das „Modewort Identität“[18] und gegen jede tradierte Form von nationalem Selbstverständnis, aber irgendeine positive Bezugnahme auf das Gemeinwesen schien doch unumgänglich. Deshalb plädierte Dolf Sternberger 1982 in einem Leitartikel für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* für den „Verfassungspatriotismus“. Gegen eine ältere, spezifisch deutsche und in die Romantik zurückreichende Tradition sollte die Nation nicht mehr als organische Einheit betrachtet werden, sondern – nach westlichem Vorbild – als

Gesellschaft, die sich qua Vertrag und auf Grund vernünftiger Einsicht zu einem Ganzen zusammenschloß. Sternberger meinte, man könne „… ohne Gewissensbelastung zu dem Vaterlandsbegriff … zurückkehren, weil dessen Ethos unter Hitler zwar gelitten hat, aber durch seine Herrschaft nicht desavouiert“[19] worden sei.

Die Opposition gegen die negative Identität wie gegen den Verfassungspatriotismus kam in erster Linie aus den Reihen der Konservativen und einem Teil der neuen sozialen Bewegungen, die nach dem Zusammenbruch der APO entstanden waren. Die Vorstöße von den Flügeln hatten zur Folge, daß seit dem Ende der siebziger Jahre wieder intensiv über die „nationale Identität“ der Deutschen gestritten wurde.

Die in der Gegenwart so einflußreiche Idee, daß es gar keiner Identität bedürfe, daß der „Aufbruch in eine andere Moderne“[20] um solches Gepäck erleichtert stattfinde und zu einem Zustand führe, in dem keiner die Ideologeme „Familie“ oder „Nation“ brauche, hätte damals noch keine Resonanz gefunden. Die Schlauheit des Zeitgenossen, der immer die „Freuden der Konsum- und Freizeitgesellschaft“ vorzieht, und freiwillig nie „… an etwas so langweiliges wie eine ‚Identität‘“[21] denkt, hätte damals nur Verachtung hervorgerufen. Anders in der Gegenwart. Der Vulgär-Popperismus, der überall den gerade errungenen Sieg der „offenen Gesellschaft“ gefährdet sieht, hat seit dem Untergang des kommunistischen Systems zahlreiche neue Anhänger gefunden.

Selbstverständlich ist die Unterscheidung der linken, der bürgerlichen und der neo-liberalen Position eine akademische. In der Praxis überlagern sich die Auffassungen, in tagespolitischen Debatten werden sie je nach Bedarf verwendet und in ideologischen Entwürfen selten klar getrennt. Auch aus der Sicht der Verfechter des Prinzips „nationaler Identität“ spielen die Differenzen ihrer Gegner nur eine untergeordnete Rolle.

Die Karriere eines Begriffs

„Nationale Identität" ist ein Begriff, der in der zweiten Hälfte der Nachkriegszeit entstand. Das hing vor allem damit zusammen, daß der Terminus „Identität" aus der Psychologie stammte und diese Disziplin erst in den sechziger und siebziger Jahren stärkeren Einfluß auf das Denken gewann. „Nationale Identität" klang wissenschaftlicher als etwa „Nationalcharakter" oder „Volksseele", aber es handelte sich nicht nur um eine Ersatzvokabel. Die älteren Begriffe hatten eine gewisse Schwäche in der Statik der ihnen zugrunde liegenden Vorstellung, denn Charakter und Seele einer Nation wurden als unwandelbare Größen betrachtet, als „Sein", das von der Geschichte kaum oder gar nicht berührt werden konnte. „Nationale Identität" sollte demgegenüber die Dynamik eines kollektiven Selbstverständnisses zum Ausdruck bringen, das sich mit dem historischen Prozeß verändern konnte. Es ging insofern auch um etwas anderes als „Nationalbewußtsein" oder „Nationalgefühl", da die Reflexion über das Nationale wie die Emotion wohl eine Rolle spielten, aber eigentlich der Habitus in den Vordergrund trat, eine Menge von Überzeugungen und Verhaltensweisen, die erst zusammen die „nationale Identität" ausmachten.

Die Karriere des Begriffs erklärt sich in erster Linie aus einem Wandel in der Wahrnehmung der großen gesellschaftlichen und politischen Vorgänge. Hatten bis dahin technokratische oder sozialistische Konzepte in universaler Perspektive die Deutungen bestimmt, so traten jetzt Faktoren in den Blick, die eine solche Interpretation fragwürdig oder doch wenigstens ergänzungsbedürftig erscheinen ließen. Dazu gehörten:

1. Die Erkenntnis, daß die Entkolonialisierung zu einer ungeheuren Vermehrung politischer Einheiten führte, die sich auf ihre Selbstbestimmung beriefen und nach Möglichkeiten suchten, eine „nationale Identität" für das häufig von Stammesfehden, Bürgerkriegen oder ideologisch motivierten Auseinandersetzungen zerrissene Staatsvolk zu schaffen. Auch durch die „Fremdidentifizierungen"[22] der rebellischen Jugend mit den Befreiungsbewegungen der Dritten Welt wuchs die Einsicht, daß der historische Wandel von konkreten Trägern vorangebracht wurde, die auf nationale Emanzipation drängten. Vietnam war dafür aus linker Sicht ein ebenso klassisches Beispiel wie vorher Algerien und später Nicaragua.
2. Die Fortschrittseuphorie, die ganz wesentlich das gesellschaftliche Klima in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg bestimmt hatte, erschien zunehmend fragwürdig. Neben und teilweise in Verbindung mit den ökologischen Bewegungen entstanden regionalistische Strömungen, die eine bretonische, occitanische, korsische, baskische, katalanische, schottische, kornische, flämische, badische, alemannische oder fränkische „Identität" reklamierten und gegen eine egalisierende Tendenz behaupten wollten, die alle gewachsenen

Unterschiede zwischen Landschaften und kulturellen Einheiten unterhalb des staatlichen Niveaus verschwinden ließ.

3. Es kam zu einer Neubesinnung zumindest in jenem Teil der Linken, der erkannte, daß der Begriff „Entfremdung“ bisher zu einseitig auf die Analyse von Produktionsverhältnissen bezogen worden war und stärker mit einer Deutung der ganzen Lebenssituation verbunden werden mußte. In den berühmten *Freibeuterschriften* des italienischen Regisseurs Pier Paolo Pasolini hieß es: „Der Konsumismus ist nichts anderes als eine neue Form des Totalitarismus, denn er totalisiert alles und treibt die Entfremdung bis zur äußersten Grenze der anthropologischen Degradierung, ja bis zum Völkermord; woraus sich ergibt, daß seine Liberalität bloß vorgetäuscht ist; sie ist die Maske der schlimmsten Repression, die je gegenüber den italienischen Massen ausgeübt wurde.“[23]

Obwohl der Begriff „nationale Identität“ in Deutschland durch ein Buch des nationalrevolutionären Theoretikers Henning Eichberg[24] mit diesem Titel besondere Verbreitung erfuhr, spielte die politische Rechte in der Diskussion über Sache und Bezeichnung eine untergeordnete Rolle. Zwar gab es zu Beginn der achtziger Jahre eine ganze Reihe von Stellungnahmen, insbesondere aus dem konservativen Lager, aber die Agenda der öffentlichen Debatte wurde dadurch nicht bestimmt.[25]

Das ist um so irritierender, als diese Seite die gründlichste intellektuelle Reflexion des Gegenstandes leistete. Der Philosoph Bernard Willms formulierte 1982 in dem Buch *Die Deutsche Nation* als Fazit seiner Überlegungen: „Nationale Identifizierung ist niemals vorwerfbar und niemals bestreitbar, weil es sich um die Grundlage der eigenen wirklichen Existenz handelt. Wer nationale Identität bestreitet, bestreitet sich selbst; nicht nur etwas, was er ‚hat‘, sondern das, was er ‚ist‘.“[26]

Was bedeutet „nationale Identität"?

Willms Behauptung, daß „nationale Identität" zwingend zur menschlichen Existenz gehöre, lag darin begründet, daß kein Kollektiv umhin kann, Eigenes von Fremdem zu unterscheiden. Diese Unterscheidung resultiert aus der „Absenz von Assoziation".[27] Sie muß nicht in aggressiver Absicht erfolgen, aber sie wirkt in jedem Fall klärend. Wie bei der Identität von Einzelpersonen das „Ich" vom „Nicht-Ich", ist bei den vielen das „Wir" vom „Nicht-Wir" zu trennen. Im Nationalbewußtsein wird dieser Vorgang reflektiert und möglicherweise begründet, aber die „nationale Identität" hat immer auch einen vorreflexiven Aspekt, ist bezogen auf ein Gesamt von Fühlen, Sprechen und Handeln, das durch einen spezifischen Stil zur Einheit verbunden wird, dazu kommt eine Vertrautheit mit Landschaft und Herkunft, die sich nur demjenigen mitteilt, der „dazu gehört". Der Historiker Leopold von Ranke hat das Gemeinte – lange bevor der Begriff „nationale Identität" gebräuchlich war – folgendermaßen formuliert: „Nicht dort ist unser Vaterland, wo es uns endlich einmal wohlergeht. Unser Vaterland ist vielmehr mit uns, in uns. Deutschland lebt in uns; wir stellen es dar, mögen wir wollen oder nicht, in jedem Lande, dahin wir uns verfügen, unter jeder Zone. Wir beruhen darauf von Anfang an und können uns nicht emanzipieren. Dieses geheime Etwas, das den Geringsten erfüllt wie den Vornehmsten – diese geistige Luft, die wir aus- und einatmen –, geht aller Verfassung vorher, belebt und erfüllt alle Formen."[28]

Drei Irrtümer – Drei Entgegnungen

Jede Diskussion über die „nationale Identität“ wird in hohem Maße von Mißverständnissen bestimmt, Fehleinschätzungen, die in der Regel auf der Unklarheit des Begriffs, aber auch auf böswilligem Mißverstehen beruhen. Im folgenden werden die am häufigsten auftretenden Irrtümer genannt, ihre Argumentation dargestellt und widerlegt.

Erster Irrtum: „Nationale Identität“ ist eine Erfindung
Dieser Irrtum ist nicht erst vorbereitet worden durch die oben erwähnte Deutung der „nationalen Identität“ als „Produktionsvorgang“.[29] Er wurzelt in sehr viel älteren Ideen, die auf die Patriotismus-Kritik der Aufklärung zurückweisen, zu deren klassischen Argumenten gehörte, daß die Besonderheit der Vaterländer bestenfalls auf Illusionen, schlimmstenfalls auf der Manipulation der Masse durch eine zynische Elite beruhte. Die Dummheit der vielen oder die Abgebrühtheit der wenigen stärke die Vorurteile für die eigene Gruppe, um den Haß auf die Fremden anzustacheln.

Ihre wirkungsvollste Zusammenfassung hat diese Vorstellung im Marxismus gefunden. Obwohl weder Marx noch Engels von spezifisch nationalen Empfindungen und Urteilen frei waren – beide sprachen sich für die deutsche Einigung aus und polemisierten verschiedentlich gegen Franzosen, Polen und Dänen –, entwickelten sie doch eine Theorie, derzufolge die Nation als „Überbau“-Phänomen zu betrachten sei und lediglich der „nationale Markt“ in der kapitalistischen Wirtschaftsform eine reale Basis besitze: „Die nationalen Absonderungen und Gegensätze der Völker verschwinden mehr und mehr schon mit der Entwicklung der Bourgeoisie, mit der Handelsfreiheit, dem Weltmarkt, der Gleichförmigkeit der industriellen Produktion und der ihr entsprechenden Lebensverhältnisse.“[30]

Die Auffassung, daß die Nation lediglich in einem abgeleiteten Sinn Wirklichkeit sei, hat in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nach dem Niedergang des klassischen Marxismus, in der Wissenschaft noch einmal eine Wiederbelebung erfahren. Dabei spielt die einflußreiche These des britischen Historikers Eric J. Hobsbawm von der „Erfindung“[31] der Nationen eine ebenso große Rolle wie die postmoderne Vorstellung von der „Konstruktion“ der „nationalen Identität“, die man – in kritischer Absicht – auch wieder „dekonstruieren“ könne.

Nach diesen Konzepten ist die „nationale Identität“ durch den europäischen Staat des 19. Jahrhunderts gemacht worden, der an der „Schöpfung“[32] von Staatsbürgern und deren emotionaler Bindung besonders interessiert war. Er versicherte sich der Unterstützung von Intellektuellen und mächtigen Institutionen wie Armee und Schule, um sein Ziel zu erreichen. Die „Nationalisierung

der Massen"[33] war, wie die Geschichte des 20. Jahrhunderts gezeigt habe, ein sehr erfolgreiches Projekt, obwohl ihm seine objektive Basis durch die Globalisierung immer stärker entzogen wurde.

Die Vorstellung, daß Nationen auf einer geschickten Erfindung beruhen – Täuschung der Herrschenden und/oder Täuschungsbereitschaft der Beherrschten – hat ihren Anhalt immer daran gefunden, daß tatsächlich Manipulationen der kulturellen Überlieferung bei der Entstehung von Nationen eine Rolle gespielt haben.

Der berühmteste Fall dieser Art dürften die *Gesänge Ossians* gewesen sein, die der schottische Dichter James MacPherson als Überlieferung eines keltischen Barden ausgab. Die Texte lösten im gebildeten Europa des 18. Jahrhunderts große Begeisterung aus, Chateaubriand übersetzte sie ins Französische, Herder ins Deutsche, Hamann und Klopstock zeigten sich enthusiastisch, Goethe nahm Ossian-Gesänge in den *Werther* auf, Coleridge, Byron und Lamartine dichteten Barden-Lieder in Anlehnung an das Muster, Schubert, Mendelssohn und Brahms komponierten in seinem Geist. Den gleich Homer blinden Sänger, der den heroischen Untergang des alten Keltentums besang, stellten Gemälde und populäre Drucke dar.

Obwohl es früh Zweifel an der Authentizität des zuerst 1765 gedruckten Werkes gab, blieb seine Wirkung bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ungebrochen. Napoleon nahm Ossian ganz selbstverständlich für ein französisches Altertum in Anspruch, Skandinavier und Deutsche suchten und fanden in den altnordischen Dichtungen Vergleichbares. Vor allem aber inspirierten die *Gesänge Ossians* eine „Keltische Renaissance". Die keltischen Völker, die ihre Tradition und Sprache im 18. Jahrhundert häufig schon verloren hatten, fühlten sich durch die Entdeckung einer großen kulturellen Vergangenheit ermutigt, wieder sie selbst zu sein. Für die kleineren dieser Nationen wie die Mannin, die Kornen oder die Bretonen blieb der Vorgang relativ bedeutungslos, in Schottland – der Heimat MacPhersons – und in Wales waren die Bestrebungen fast ausschließlich kulturell gerichtet, aber in Irland beflügelten sie einen neuen politischen Nationalismus.

Der Grund dafür war nicht nur das brutale Joch der Engländer, sondern auch, daß die irische Elite die *Gesänge Ossians* mit einer immer noch lebendigen Überlieferung in Verbindung bringen konnte. Ossian war hier nur der Garant des Stellenwertes der eigenen „nationalen Identität", weder ihr Ursprung noch ihre einzige Gewähr. MacPhersons Fingierung eines alten Textes wirkte insofern bloß als Katalysator, ohne daß jemand geglaubt hätte, die alten Gesänge seien der einzige oder der einzig bedeutsame Bestand der nationalen Tradition.

Es gibt neben dem Ossian noch eine ganze Reihe anderer Fiktionen, die vor allem im 19. Jahrhundert und vor allem in unterdrückten Völkern entstanden, um den Prozeß der Nationwerdung zu fördern. Zu nennen wäre etwa das sogenannte *Wenzelslied,* eine angeblich aus dem Mittelalter stammende tschechi-

sche Dichtung, die den Nachweis einer hochstehenden und der deutschen vergleichbaren Kultur erbringen sollte. Aber wie im Fall der *Gesänge Ossians* wird man auch hier zu der Auffassung kommen müssen, daß die „nationale Identität" der Tschechen keineswegs mittels solcher patriotischer Fälschung erzeugt, sondern bestenfalls gestärkt werden konnte.

Um welchen Unterschied es geht, kann man besonders klar an Versuchen moderner Staaten erkennen, sich einen Gründungsmythos zu verschaffen und zu diesem Zweck historische Kontinuitäten zu „erfinden". Beispiele dafür gibt es vor allem in der Dritten Welt: etwa der Bezug des kaiserlichen Persien auf das antike Großkönigtum, der irakischen Baath-Partei auf das babylonische Reich, der Rekurs in Zimbabwe auf die Ruinen einer gleichnamigen Stadt im Landesinneren, deren Erbauer unbekannt sind, oder die Bemühungen im Libanon, eine „nationale Identität" mit Verweis auf die Phönizier herzustellen. Die Wirkungslosigkeit solcher Konstruktionen hängt damit zusammen, daß sie ohne Anhalt an der Lebenswirklichkeit bleiben. Überlieferungen, die aber keine Verbindung mit der Gegenwart haben (und sei es nur, weil eine analphabetische Bevölkerung den angebotenen Mythos nicht zur Kenntnis nimmt), sind obsolet.

Erfindungen, Irrtümer, Illusionen, Fälschungen mögen für die „nationale Identität" eine Rolle spielen, aber sie machen sie niemals aus. Wie Individuen auch, sind Nationen für Manipulationen anfällig, aber ihr Wesen ist damit nicht zu erklären. Allzu durchsichtige oder allzu absurde „Konstruktionen" werden leicht durchschaut und können niemals auf Dauer jenen „Vorzugswert"[34] begründen, den das Nationale genießt oder doch über einen sehr langen Zeitraum genossen hat.

Zweiter Irrtum: „Nationale Identität" ist ein Anachronismus

Das französische Kinoereignis des Sommers 2001 war „Vercingetorix", ein Film des Regisseurs Jacques Dorfmann, der den Freiheitskampf der Gallier unter ihrem legendären Führer zum Thema hatte. Dorfmann erzählte vom Aufstand gegen die römischen Besatzer und vom heroischen Untergang des Vercingetorix, der 52 v. Chr. bei Alesia kapitulierte. Nach der Niederlage wurde Vercingetorix im Triumphzug durch Rom geführt und sechs Jahre später im Kerker getötet. Trotz des Aufgebots an internationalen Stars hatte der Film eine Reihe erheblicher Schwächen, so daß er weniger unter cineastischen als unter nationalpsychologischen Gesichtspunkten interessant erscheint.

Dorfmann ging es ganz offen darum, den gallischen Mythos, einen oft unterschätzten Faktor im Seelenhaushalt der französischen Nation, zu beleben. Er äußerte über die Intention seines Films, daß er die Gallier vom Vorwurf der „Barbarei" befreien wollte, hatten sie doch am Rand der mediterranen Welt ein hochentwickeltes und im Vergleich zu Rom freiheitliches Gemeinwesen geschaffen, weiter sollte Alesia nicht einfach als Niederlage begriffen werden,

vielmehr habe Vercingetorix ein Opfer gebracht (Dorfmann benutzt den Begriff „Holocaust“[35]), um die Kontinuität der gallischen Zivilisation zu wahren.

Die drei Topoi – der historische Rang, die Hingabe des Vercingetorix und die Verknüpfung der gallischen mit der französischen Kultur – gehören zu jeder französischen Bezugnahme auf die Gallier seit deren „Entdeckung“ im 18. Jahrhundert.[36] Aber erst um 1900 erreichte Frankreich die stärkste Welle der Gallomanie. In großer Zahl wurden Denkmäler zur Erinnerung an die gallische Vergangenheit errichtet, es erschienen wissenschaftliche und populäre Abhandlungen, Groschenhefte schmückten die Geschichte der Gallier und ihrer Heldentaten phantasievoll aus, vom Kunsthandwerk bis zu den Namen der Lokale (immer noch weit verbreitet: „Le Celtique“) und Industrieprodukte (etwa die Zigarettenmarke „Gauloise“) blieb kein Bereich von dieser Leidenschaft verschont.

Damit war die gallische Vergangenheit integraler Bestandteil des französischen Nationalbewußtseins geworden. Vercingetorix stand neben Jeanne d’Arc im Propagandakampf des Ersten Weltkriegs, nach dem Debakel von 1940 galt Marschall Pétain seinen Anhängern als ein zweiter Vercingetorix, weil er in der Kollaboration seinen Stolz und seinen Deutschenhaß opferte, um das Vaterland zu retten; währenddessen beschwor der kommunistische Dichter Louis Aragon den „… cymbrischen Traum von Freiheit und Selbstbestimmung“,[37] um die *Résistance* zum Kampf anzufeuern.

Nach dem Zweiten Weltkrieg trat die Berufung auf das gallische Erbe wohl etwas in den Hintergrund, war aber nie ganz verschwunden. Nationalisten wie Jean-Marie Le Pen beriefen sich selbstverständlich auf die Vorfahren, aber 1989 eröffneten auch der Liberale Valéry Giscard d’Estaing und sein gaullistischer Gegner Jacques Chirac ihren Europa-Wahlkampf demonstrativ an jenem Ort, wo einmal Gergovia gelegen hatte. Der zeitgenössische Betrachter sollte die Erinnerung an den „ersten französischen Sieg“,[38] den Vercingetorix über die Römer erfochten hatte, mit dem gegenwärtigen Kampf für die nationale Identität assoziieren. Ein ganz ähnliches Kalkül hatte schon vier Jahre früher zu dem Entschluß des sozialistischen Präsidenten François Mitterrand beigetragen, das ehemalige *oppidum* Bibracte zur nationalen Gedenkstätte zu machen. Hier war es Vercingetorix gelungen, die gallischen Stämme zu einen, womit er nach Mitterrand den „ersten Akt der französischen Geschichte“[39] vollzogen hatte.

Anders als Gergovia und Alesia ist Bibracte ein „ökumenischer“ Ort der keltischen Geschichte, wie einer der Verantwortlichen des dortigen Ausgrabungszentrums äußerte.[40] Die Hauptstadt des mächtigen Stammes der Haeduer war nicht nur Festung, sondern auch Handelsplatz und Fokus der kulturellen Impulse, die aus dem Mittelmeerraum nach Norden kamen und die Grundlage für das römische Gallien schufen. Dieser „ökumenische“ Aspekt ist deshalb von Bedeutung, weil er hilft, die Spannung zu mindern, in der die Berufung auf die gallische Vergangenheit immer zu den anderen Elementen des französischen

Nationalbewußtseins steht: dem Stolz auf das lateinische, also römische Erbe und der Entgegensetzung von „republikanischer“ und „völkischer“ Idee der Bürgerschaft. Die *latinité* ist nur zu haben um den Preis der faktischen Ignoranz gegenüber der kulturellen Auslöschung des ursprünglichen Keltentums durch die Römer, der Rekurs auf die gallischen Ahnen erscheint nur tragbar, wenn der Aspekt ethnischer Identität ausgeblendet wird.

Man sollte sich aber hüten, hier von Widersprüchen zu reden. Die *coincidentia oppositorum* ist für das französische Nationalbewußtsein konstitutiv. Die Spannung kann hingenommen werden, weil es an Voraussetzung und Ziel dieses Nationalbewußtseins keinen Zweifel gibt, sondern nur eine selbstverständliche Annahme, – die von der Größe und Unvergleichlichkeit der französischen Nation seit ihren Anfängen, als die Gallier das Land besiedelten.

Die Bedeutung der Gallier für die „nationale Identität“ der Franzosen erklärt sich zum Teil aus deren kriegerischem Ruhm, die auch von einem Gegner wie Caesar anerkannte Tapferkeit der Gallier, aber gleichzeitig wird ihnen ein hohes Maß an Intelligenz und charmanter Gerissenheit zugesprochen, Eigenschaften, die noch in der Karikatur des Galliers (Asterix!) ihren Niederschlag und die Zustimmung des heutigen Franzosen finden. Das Gallische kann dem Germanischen, in seiner deutschen wie englischen Gestalt, scharf gegenübergestellt werden, während es mit dem Klassisch-Antiken sehr wohl ausgleichbar ist, mehr noch: die gallo-römische Zivilisation gilt als eigentlicher Erbe der großen Überlieferung des Altertums.

Es hat – vor allem in Deutschland – immer wieder Irritation ausgelöst, daß eine so „aufgeklärte“ Nation wie die französische unbeirrbar an ihrer Identität und das heißt auch an ihren Mythen festhält, daß der Durchschnittsfranzose nach wie vor und trotz wachsender Migrantenzahl davon überzeugt ist, daß die Gallier seine Vorfahren seien. Wenn man die Geschichte vor allem des 20. Jahrhunderts daraufhin genauer untersuchen würde, käme man wohl zu dem Ergebnis, daß alle stabilen Nationalstaaten eine große Menge solcher Mythen kennen und tradieren, daß kein Zuwachs an historischer Erkenntnis die „nationale Identität“ zu treffen vermag.[41]

Man könnte neben dem Gallier-Mythos in Frankreich auch an England mit seiner Artus-Folklore oder der Idee vom verlorenen dreizehnten Stamm Israels denken, an die Niederlande mit ihrer Oranier-Ideologie oder an die Bedeutung der nordischen Vorgeschichte für die „nationale Identität“ der skandinavischen Völker. Die Modernität dieser Nationen steht außer Zweifel, aber sie alle scheinen für ihren Seelenhaushalt die Orientierung an Geschichten zu brauchen, die ihnen ihre Herkunft erzählen. Es geht dabei selbstverständlich auch um Nostalgien, um die Kompensation von seelischen Verlusten, die durch einen Modernisierungsprozeß verursacht werden, der immer mehr Menschen einer abrahamitischen Existenz ausliefert, aber das allein erklärt die Stabilität dieser Vorstellungsgefüge nicht, denn sie wurzeln in einem kollektiven Unbewußten.

Das erklärt auch den Fehlschlag von wohlgemeinten therapeutischen Versuchen wie dem des Soziologen Karl Otto Hondrich, der eine neue „nationale Identität" der Deutschen als praktische und unumgängliche Folge des „Wertkonsenses" darzustellen versucht hat: „Der Wertkonsens in modernen Industriegesellschaften ist so mächtig, daß er sogar das Bewußtsein seiner selbst überwältigt hat. Und er wächst und wächst, im supranationalen, aber auch im nationalen Rahmen. Wollen wir dies erkennen, dann brauchen wir nur zu fragen, was Rechte und Linke, Arme und Reiche, Ossis und Wessis gemeinsam hierzulande nicht haben wollen: nicht soviel Gewalt wie in Amerika, nicht so viele Streiks wie in Frankreich, nicht so viele Regierungswechsel wie in Italien, nicht soviel Mafia wie in Rußland, nicht soviel Nationalismus wie auf dem Balkan, nicht soviel Hingabe an die Firma wie in Japan, nicht soviel Züchtigung wie in Singapur, nicht so viele heilige Kühe wie in Indien, nicht so viele Schleier wie im Iran, nicht soviel militärische Selbstbehauptung wie in Israel. Abend für Abend, bei ‚Tagesschau' und ‚Weltspiegel', bilden wir, in der Ablehnung des Andersartigen, einen Wertkonsens, ohne es zu wissen und zu wollen. Der offene Blick auf die Welt, nicht völkische Borniertheit, erschafft kollektive Interessen und Identität der Bundesrepublik jeden Tag neu. Erst in der Öffnung zur Welt fügen sich individuelle Selbstgefühle zu einem Wirgefühl zusammen, das ungewollt auch ein nationales ist."[42]

„Nationale Identität" läßt sich entgegen dieser Auffassung nicht durch Ausschluß erreichen, durch eine Folgerung aus dem Wissen um das, was wir nicht wollen und nicht sind. Solcher Schwundform „nationaler Identität" fehlt Entscheidendes: die Emotion, der im „wirklichen", also im Ernstfall[43] eminente Bedeutung zuwächst. Was damit gemeint ist, konnte man an der amerikanischen Reaktion auf die Ereignisse vom 11. September 2001 beobachten. Der deutschstämmige Literaturwissenschaftler Hans Ulrich Gumbrecht, der erst kurz zuvor die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen hatte, unterrichtete die alte Heimat über seine neuen Empfindungen: „Diese Bomben haben unser Land getroffen, wir fürchten uns davor, den Geruch unserer verbrannten Toten einzuatmen, und ich hoffe, niemand wird die Geduld haben, mit denen zu verhandeln, die begierig sind, sich selbst zu solchen Bomben zu machen. Gefühle des Patriotismus, Gefühle der nationalen Erniedrigung und der Hoffnung auf Rache innerhalb von zwei Tagen kennenzulernen hat mich überwältigt. Aber es macht mich auch stolz …"[44] Patriotismus und Rachebedürfnis, der Wille die Demütigung der Nation zu vergelten, ihrem Stolz zu genügen, das alles wird aus einer noch als selbstverständlich wahrgenommenen „nationalen Identität" gespeist.

Es sei hier am Rande bemerkt, daß einer der klügsten Analytiker der amerikanischen Politik, Samuel P. Huntington, der schon vor Jahren die Möglichkeit von Anschlägen mit dramatischen Folgen durch islamische Terroristen abgesehen hat, als entscheidende Voraussetzung für die Abwehr der neuartigen

Gefahren des 21. Jahrhunderts die Aufrechterhaltung der „nationalen Identität" der USA betrachtet. Individualisierung und Multikulturalismus müßten als ernsthafte Bedrohung des Selbstbehauptungswillens angesehen werden: „Was zuletzt für die Völker zählt, ist weder politische Ideologie noch ökonomisches Interesse. Schicksal und Familie, Blut und Glaube sind das, was Völker identifiziert, wofür sie kämpfen und sterben."[45]

Man kann dieser Aussage auch etwas über das spezifisch Moderne des Faktors „nationale Identität" entnehmen. Es handelt sich eben nicht um einen archaischen Überrest, und auch nicht um eine Selbstverständlichkeit wie Sitte und Brauch in früheren Zeiten. „Nationale Identität" bezieht sich zwar auf das Vorbewußte als Faktor, aber sie geht darüber hinaus, weil sie sich ihrer Infragestellung bewußt ist. Die naive Annahme, daß die Globalisierung Uniformität zur Folge habe, muß längst der beunruhigenden Feststellung weichen, daß wir es mit immer neuen Fragmentierungen und Separatismen zu tun bekommen, die sich auf Tribalismen und religiöse Größen beziehen, aber nur selten den Rang einer Nation als historischer, politischer und kultureller Einheit erreichen.

Einsicht und Massenpsychologie können keine „nationale Identität" schaffen, es handelt sich nicht einfach um Wärmeströme, die nach Bedarf in erkaltende Gesellschaften geleitet werden, um die Temperatur im gewünschten Umfang zu erhöhen. Die „nationale Identität" ist immer dem Legitimitätsglauben eines Volkes verbunden, und der gehört zu den Phänomenen langer Dauer in der Geschichte, er steht nicht auf Anforderung zur Verfügung, sobald man seine Brauchbarkeit (wieder)erkennt.

Dritter Irrtum: „Nationale Identität" ist ein Postulat der Rechten

Ohne Zweifel hat es in der Linken immer sehr starke Vorbehalte gegen die Nation gegeben. Von der antipatriotischen Tradition, die sich bis in die Aufklärung zurückverfolgen läßt, die den Marxismus einschließt und in der Gegenwart den größten Teil, zumindest den größten Teil der deutschen Linken umfaßt, war schon die Rede. Selbstverständlich kann dem der Hinweis auf die Idee der *nation sansculotte* in der Französischen Revolution, die innige Verbindung von Nationalismus und Liberalismus, Nationalismus und Demokratie in allen Bewegungen des Vormärz, aber auch das praktische Verhalten der Sozialdemokraten während beider Weltkriege entgegengehalten werden, und selbstverständlich Stalins Propaganda für den „Großen Vaterländischen Krieg" und dann der Nationalkommunismus verschiedener Prägungen im Ostblock, sowie die National-Sozialismen in den prosowjetischen oder blockfreien Staaten Asiens und Afrikas.

Wenn aber das „Prinzip links" begründet ist in einem säkularen Universalismus, einem Glauben an den Fortschritt der Menschheit, den Vorrang des Individuums und daran, daß „… der gesellschaftliche Antagonismus – und mit

ihm die Kriege – … verschwinden“[46] werden, ist anzuerkennen, daß die Nation für diesen ideologischen Zusammenhang keine grundsätzliche Bedeutung hat. Das gilt, auch wenn sich noch jede Linke, einmal an die Macht gekommen, mit der Frage konfrontiert sah, wie sie die bestehenden, das heißt begrenzten, Ressourcen, ihre eigene politische Basis und das Interesse an deren Erhaltung mit ihrer Weltanschauung zum Ausgleich bringen wollte. Faktisch lief die Realisierung linker Politik immer darauf hinaus, daß sie auf die eigene Nation bezogen werden mußte.

Die linke Politik der deutschen Nachkriegszeit war sehr lange von der Sorge bestimmt, keinesfalls in den Ruf nationaler Unzuverlässigkeit zu kommen. Kurt Schumacher, der erste Vorsitzende der neuen SPD zeigte sich entschlossen, diesen Verdacht zu zerstreuen. In seinen Äußerungen zur deutschen Lage aus den vierziger und fünfziger Jahren darf man aber keineswegs nur Taktik sehen. Bereits unmittelbar nach dem Zusammenbruch verfaßte Schumacher eine Erklärung, in der es ausdrücklich hieß: „Das Deutsche Reich muß als staatliches und nationales Ganzes erhalten bleiben! Wir können und wollen nicht verzichten auf das fundamentale Grundrecht, das die Welt jedem Volke zubilligt.“[47] Schumachers Erwartung, daß die Interessen der Arbeiterklasse mit denen der Nation zur Übereinstimmung gebracht werden könnten, daß eine vorsichtigere Haltung gegenüber den Avancen des Westens der klügere Weg sei, um eine dauerhafte Teilung zu vermeiden, hat sich ebensowenig in politische Praxis umsetzen lassen, wie die Vorstellung, die unterdrückte Sozialdemokratie in der SBZ werde zum Kern des nationalen Widerstandes. Die SPD wandte sich nach dem Tod Schumachers und einer Übergangsphase sukzessive den Vorgaben Adenauers – Ablehnung des nationalen Primats, Integration, Wiederbewaffnung, Marktwirtschaft – zu.

Allerdings blieb eine heimatlose Linke bestehen, die neutralistische, sozialistische und radikaldemokratische Ideen pflegte. Wenn sie Parteien zu gründen suchte, waren die regelmäßig erfolglos, aber ihre Vorstellungen wirkten zum Teil auf die sich formierende APO der sechziger Jahre ein. In einigen Gruppen des SDS gab es deshalb auch die Vorstellung, daß die kommende Revolution eine sozialistische *und* eine nationale sein werde.[48] Einfluß auf die Gesamtbewegung war damit nicht zu gewinnen, aber neben den Hauptströmungen, die sich, wenn überhaupt, dann nur für die „nationale Identität“ möglichst exotischer Völker erwärmten, gab es doch einzelne, die an einem spezifischen linken Patriotismus festhielten.

Dessen Stunde schien gekommen, als die „Nachrüstungsdebatte“ Ende der siebziger Jahre zur Entstehung einer breiten pazifistischen Bewegung führte, deren Ziele nicht in allem sauber und deren Zusammensetzung sehr heterogen war, der es aber immerhin gelang, die „Deutsche Frage“ wieder auf die Tagesordnung zu setzen. Den Schlüssel zum Verständnis der damals geführten Debatte lieferte die Äußerung von Heinrich Albertz, einem der zornigen alten

Männer: „Wir sind doch, wenn wir genau hinsehen, ein besetztes Land in beiden deutschen Staaten."[49]

Die Erörterung von Fragen, wie der, was für den Fall eines „Dritten Weltkrieges" oder auch nur für den Fall der Stationierung neuer Mittelstreckenraketen mit BRD und DDR geschehen werde, ob es überhaupt so etwas wie eine deutsche Souveränität gebe, führte zwangsläufig zu weitergehenden Diskussionen über die Entwicklung in der Nachkriegszeit, die Bewertung des kulturellen Einflusses der Siegermächte auf die von ihnen kontrollierten Gebiete, das heißt, es ging im Kern um die Frage „nationaler Identität".

Es gab Kräfte des „neuen Patriotismus",[50] die durchaus entschlossen waren, dieser Frage eine Antwort zu geben, indem sie eine Gegenkonzeption der deutschen Geschichte entwarfen, deren gute Tradition jetzt in dem gesehen wurde, was die bürgerliche Historiographie gar nicht oder nur am Rande hatte gelten lassen: angefangen mit den Bauernkriegen über die rheinischen Jakobiner über die Revolutionäre von 1848 und endend bei den Widerstandskämpfern der NS-Zeit. Die weißen Flecken in diesem Bild blieben groß, aber immerhin war das Bemühen erkennbar, der deutschen Identität des Unpolitischen, Gehorsamen und Metaphysischen eine des Politischen, Rebellischen und Diesseitigen entgegenzustellen.

Nach dem Willen ihrer Protagonisten sollte die linke Nationalbewegung einer Entspannungspolitik dienen, die tatsächlich zum Abbau der Blockkonfrontation beitragen würde und auf diesem Weg helfen konnte, die Einheit Deutschlands – wahrscheinlich über Zwischenschritte wie eine Konföderation – zu erreichen. Im nachhinein zeigt sich das Illusionäre dieses Konzepts ebenso deutlich wie das Zukunftweisende (der Plan eines Staatenbundes wurde 1989/90 tatsächlich ernsthaft erwogen). Zuletzt ist das Konzept eines linken Nationalismus aber an der mangelnden Resonanz in den eigenen Reihen gescheitert.

Wahrscheinlich lag eine Ursache in der Angst davor, welche Folgen eine konsequente Analyse der deutschen Nachkriegsgeschichte haben würde. Es war eine Sache, die USA wegen ihrer Vietnampolitik zu kritisieren, eine ganz andere, ihre Rolle in Deutschland zu beurteilen. Als 1985 aus Anlaß des vierzigsten Jahrestages der deutschen Kapitulation drei Veteranen der APO – Ulrich Albrecht, Elmar Altvater und Ekkehart Krippendorff – an der Freien Universität Berlin eine Ringvorlesung zum aktuellen Thema durchführten, kam einer der Referenten immerhin zu dem Schluß, daß von „Befreiung" keine Rede sein könne: „… objektiv, d. h. nach Maßgabe derer, die über Große Politik entschieden, war Befreiung und gar Volksherrschaft (‚Demokratie') für die Deutschen nicht das Kriegsziel gewesen, sondern bestenfalls Mittel zur dauerhaften Sicherung des längerfristigen, des eigentlichen Projektes: der Ausschaltung des Deutschen Reiches als konkurrenzfähige Großmacht …"[51]

Der Entschluß, dieser Interpretation nicht zu folgen, sich vielmehr „befreit" zu fühlen, gewillt, die „staatliche Teilung produktiv zu nutzen",[52] allen Ver-

suchungen der „linken Leute von rechts“[53] zu wehren und Stück für Stück den älteren Antiamerikanismus wie den grundsätzlichen Antikapitalismus aufzugeben, hat die neuerliche Abwendung der deutschen Linken von der Nation eingeleitet. Die Grünen, der parlamentarische Arm der Friedensbewegung, spielten dabei eine nicht ganz geklärte Rolle.[54] Linke Ausfälle gegen den Gedanken der nationalen Einheit, die in den späten achtziger Jahren üblich wurden, bereiteten sich vor, ebenso wie die Versuche zur Sabotage des Wiedervereinigungsprozesses. Daß man sich dann durch die fremdenfeindlichen Ausschreitungen der neunziger Jahre in der Vorstellung von der Verderbtheit der eigenen Nation bestätigt fühlte, hat den Prozeß nur beschleunigt, der zu jenem linken Konsens führte, demzufolge „Republik“, „Zivilgesellschaft“ und „Multikulturalismus“ die eigentlichen Bezugspunkte für die Identität werden sollten, wohin gegen die Nation keine Rolle mehr spielen dürfe.[55]

Es muß allerdings die Anomalie dieser Vorstellung deutlich hervorgehoben werden. Weder Clintons Internationalismus noch Blairs *New Labour* noch Chevènements Sozialismus in den Farben der Trikolore kommen ohne Bezug auf die „nationale Identität“ ihrer Völker aus. Auch in den Reihen der amerikanischen, englischen oder französischen Linken gibt es Anhänger unbegrenzter Zuwanderung und antirassistischer Demagogie, aber ihr Einfluß bleibt beschränkt, der Grad ihrer Entfremdung vom eigenen nationalen Herkommen ist mit dem deutschen nicht vergleichbar.

Hier hat sich, befördert durch die besonderen historischen Umstände eine Auffassung durchsetzen lassen, die, wenn überhaupt, dann nur eine „vernünftige Identifikation“[56] akzeptieren möchte. Wie ein solches Phantom genauer vorzustellen ist, vermag aber niemand zu sagen. Aus Angst vor „Ausgrenzung“ oder „Diskriminierung“ oder „Intoleranz“ wagt keiner präzise Aussagen über die Bezugspunkte einer solchen Identität. Weder der Multikulturalismus noch Europa noch die Zivilgesellschaft gewinnen deshalb Konturen.

Hier schlägt der Mangel jeder linken politischen Anthropologie vollständig durch, die Neigung zu rationalistischen Verkürzungen. Das Vorhandensein und die Notwendigkeit von kollektiven Empfindungen wird entweder geleugnet oder – häufiger – verlagert: auf die „Menschen“ gegen die „Unmenschen“, auf die „Proletarier“ gegen die „Bourgeoisie“, und neuerdings auf uns „Fremde“ gegen die anderen „Neonazis“. Damit wird der Faktor Identität natürlich nicht zum Verschwinden gebracht, er verbirgt sich hinter einem Inkognito. Das mag die Angreifbarkeit verringern, aber es führt auch in eine aussichtslose Lage, sobald diese Denkfigur einer ernsthaften Attacke ausgesetzt wird.

Schluß

Das Verlangen nach „Identität“ ist ein anthropologisches Faktum von unbestreitbarer Geltung. Jeder Einzelne will wissen und muß wissen, wer er ist. Obwohl die Psychologie und andere Humanwissenschaften immer wieder darauf abheben, welchem Wandel der Mensch – nicht nur sein Körper, sondern auch seine Seele – im Leben unterworfen wird, welchen Fragmentierungen er ausgeliefert ist, bleibt doch nichts anderes übrig, als ein „… dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein“[57] des Individuums anzunehmen.

So problematisch das Bild des *Meganthropos,* des großen Menschen, bei Übertragung auf die Nation erscheinen mag, im Blick auf die „nationale Identität“ ist es doch berechtigt. Die personale hat mit der kollektiven Identität gemeinsam, daß sie „zur Kontinuität verurteilt“[58] ist, daß sie auf ein geschichtliches Wesen bezogen wird, das sich bestimmter Teile seiner Vergangenheit gar nicht oder jedenfalls nicht sicher erinnert, das auf Berichte von seiner Herkunft angewiesen bleibt und sich im Grunde allein durch das Erzählen solcher Mythen begreift.[59] Die Identität des Einzelnen wie der Nation kann deshalb nur in Grenzen objektiviert werden, aber: „Die Identität der Nation ist genauso ein notwendiges praktisches Postulat für das gesellschaftliche Zusammenleben wie die Identität einer individuellen Person.“[60]

„Nationale Identität“ hat auch zu tun mit dem Selbstwertgefühl des Einzelnen und seiner Gruppe, mit Heimatverbundenheit und dem Ausgleich von Globalisierungsfolgen in der Psyche des modernen Menschen. Vor allem aber ist „nationale Identität“ bezogen auf die ausschlaggebende politische Größe. Das Wissen, daß kollektive Identität zu den Bedingungen historischer Selbstbehauptung gehört, war bei allen Staatsmännern von Rang lebendig. Wenn man in diesem Zusammenhang die berühmte Rede auf die Gefallenen betrachtet, die Thukydides dem Perikles in den Mund legte, ist erkennbar, daß mit der Beschwörung der eigenen Vergangenheit, der eigenen Ordnung und des eigenen Ethos nichts anderes getan wurde, als die Polis ihrer Identität zu versichern. Umgekehrt ist der Untergang Athens besiegelt, als Gottlosigkeit, Parteigeist und Eigennutz das Ganze, das heißt die Identität der Polis, zerstören.

Die Polis war nicht nur für die Väter des modernen Nationalgedankens, wie etwa Jean-Jacques Rousseau, das Vorbild der Nation, es gibt unabhängig vom großen zeitlichen Abstand, der beide trennt, eine Menge von Übereinstimmungen. Trotz des Unterschieds im Hinblick auf Größe und Bevölkerungszahl ähneln sich Polis und Nation in der Notwendigkeit, erhebliche Integrationsleistungen zu erbringen. Da sie auf die aktive Teilhabe am Staat setzen, können sie sich mit der Passivität der Einzelnen nicht abfinden, weder die antike noch die moderne Demokratie ist ohne „… die Bürgerschaft, die zugleich Kultverband ist, ohne die Nation … genügend ausgestattet“.[61]

Da die Identität so wenig als natürlich betrachtet werden kann wie ihre Bezugsgröße, bedarf sie einer besonderen, ihrem Wesen angemessenen Pflege. Deren Charakter hängt auch von den Entstehungsbedingungen „nationaler Identität“ ab. Die „nationale Identität“ erhielt ihre Umrisse normalerweise in einer Zeit, in der das kollektive Bewußtsein von einer gewissen Naivität bestimmt war. Die Herkunftsmythen der europäischen Völker, ihre Identifikation mit sagenhaften Vorfahren oder mit einzelnen Heldengestalten und die berüchtigte Neigung, der eigenen Nation ausschließlich positive Eigenschaften zuzuschreiben, gehören in diesen Zusammenhang. Wie man am Beispiel Frankreichs feststellen kann, bilden solche unreflektierten Elemente auch und gerade in modernen Nationen immer noch ein Fundament „nationaler Identität“. Allerdings kann es nicht als hinreichend betrachtet werden. Viele, lange tradierte Vorstellungen, die einmal zum Bestand „nationaler Identität“ gehörten, sind hinfällig geworden, andere müssen erst in die Gegenwart übersetzt werden.

Man hüte sich aber, die Fundamente „nationaler Identität“ vollständig abzuräumen. Denn die Gefühlslage, die zur Aufrechterhaltung von „nationaler Identität“ gehört, ist ohne diese Basis kaum vorstellbar. Eine Menge „Vorurteile“, die man „mit Zärtlichkeit lieben“[62] muß, gehören unabdingbar zum Habitus eines Volkes. Damit ist noch einmal die Grenze jeder „Erfindung“ von „nationaler Identität“ bezeichnet. Während eine Identität, wie das deutsche Beispiel zeigt, sehr wohl zu „dekonstruieren“ ist, hat eine (Re-)„Konstruktion“ kaum Aussicht auf Erfolg. Man muß es als Menetekel betrachten, daß Hermann Lübbe zu einem Zeitpunkt, als der Prozeß dieser Dekonstruktion noch nicht so weit gediehen war wie heute, anmerkte: „Es hätte tiefreichende, nämlich moralisch und politisch im Extremfall terroristische Konsequenzen, diese herkunftsgeschichtlichen Identitäten für relikthafte Bestände zu halten, die zwischen Beteiligten jederzeit müßten zur Disposition ihrer Diskurse gestellt sein können. Genau umgekehrt ist die Vorweganerkennung ihrer herkunftsgeschichtlichen Identitäten zwischen Beteiligten eine Liberalitätsbedingung ihrer Diskurse.“[63]

Das Ende der Blockkonfrontation hat in den neunziger Jahren eine Debatte über die Zukunft der „feindlosen Demokratie“[64] ausgelöst. Etwas vereinfachend ausgedrückt, traten sich dabei zwei Parteien gegenüber: Jene, die glaubten, daß die siegreiche liberale Gesellschaft, trotz wachsender Atomisierung, durch Gewohnheit oder aufgeklärten Eigennutz genügend Zusammenhalt bewahren werde, und jene der Skeptiker, die meinten, es sei „… der große, gleichsam angeborene Mangel liberaler Gesellschaften, daß sie keinen greifbaren, die Leiden und Ängste der Menschen rechtfertigenden Lebenssinn vermitteln. Auch halten sie keinen mobilisierenden Zukunftsprospekt bereit“.[65]

In den Reihen der zweiten Gruppe haben die „Kommunitaristen“ versucht, das entstehende Vakuum zu füllen. Da diese Bewegung zuerst in den USA entstand, gehörte die Analyse des Zerfalls der nordamerikanischen Gesellschaft zu

den Ausgangspunkten aller kommunitaristischen Gegenentwürfe. Die wachsende Anzahl von Ehescheidungen, die Verwahrlosung von Teilen der Jugend, der Rückgang des sozialen Engagements und der religiösen Bindungen, aber auch die durch den Multikulturalismus entstandenen Probleme in Schulen und Universitäten wurden als so bedrohlich wahrgenommen, daß man nach Abhilfe suchte. Wie der Begriff Kommunitarismus schon sagt, glaubte man diese Abhilfe in den „Gemeinschaften" zu finden, kleinen sozialen Gruppen von hoher Kohäsion: Familie, Kirchengemeinde, Jugendbund, Bürgerinitiative als „Nährboden für bürgerliche Tugenden".[66]

Die meisten Kommunitaristen kamen aus dem Lager der politischen Linken. Desillusioniert im Hinblick auf die Utopien, wandten sie sich der Vergangenheit zu. Obwohl sie den Verdacht, „konservativ" geworden zu sein, bestritten, können die meisten ihrer Positionen kaum anders bezeichnet werden. Dieser Sachverhalt erklärt zum Teil, warum der Kommunitarismus in Deutschland niemals stärkeren Einfluß gewann.[67] Eine größere Rolle spielte aber die Warnung vor der „Gemeinschaftsfalle"[68] unter notorischem Verweis auf die deutsche Vergangenheit, und am wichtigsten dürfte das beunruhigende Verhältnis des Kommunitarismus zur Nation gewesen sein. Alasdair MacIntyre betrachtete jedenfalls die Frage „Ist Patriotismus eine Tugend?" nur als rhetorische.[69]

Die Weigerung, nach der Wiedervereinigung ein positives Konzept deutscher Identität zu entwickeln, ist aus den Zeitumständen nicht zu erklären, sondern hängt mit den tiefer liegenden antinationalen Affekten zusammen. Die Entfremdung gegenüber dem eigenen Volk war nicht nur in der mitteldeutschen Intelligenz ausgeprägt – bei den regimetreuen Gruppen aus naheliegenden Gründen, bei den oppositionellen in Kopie westdeutscher Muster –, sie hatte auch den größten Teil der Deutungseliten in der Bundesrepublik erfaßt. Die Ursachen für diese Situation wurden oben geschildert. Die Tatsache, daß auch nach der Vereinigung „die Gesellschaft" als legitimierende Größe in den Vordergrund trat, daß „die Nation" oder „das Volk" aus der öffentlichen Rede verschwanden, hat mehr als symbolische Bedeutung.[70]

Der einzige Vorstoß, den es gegen den Konsens der Vaterlandsverächter gab, lag in den Bemühungen der sogenannten Neuen Rechten, ein Programm für die „selbstbewußte Nation"[71] zu entwickeln. Es ist hier nicht der Ort, das Scheitern dieses Vorstoßes zu analysieren. Fest steht nur, daß es nicht allein die hemmungslose Polemik der Linken gegen den „Normalisierungs-Nationalismus"[72] war, die hier wirksam wurde, sondern mehr noch die Weigerung des bürgerlichen Lagers, unterstützend einzugreifen. Neben politischer Dummheit war dabei die Anbiederung an den kulturellen Hegemon ebenso wichtig wie taktische Erwägungen. Die Sorge, es könnte – unabhängig von den Parteien – eine neue konservative Intelligenz an Einfluß gewinnen, schien es zu rechtfertigen, einerseits Positionen der Bekämpften zu übernehmen, andererseits die Abgrenzung aufrechtzuerhalten.

Die programmatische Schwäche der Unionsparteien (für die es selbstverständlich auch strukturelle und historische Gründe gibt) hat in diesem Vorgang eine entscheidende Ursache. Das erklärt hinreichend die eingangs erwähnte Unfähigkeit, eine Debatte zu führen, die nicht anders als Debatte um Weltanschauungsfragen geführt werden kann. Es fehlen die Begriffe, es fehlen die Argumentationslinien, es fehlt das Personal, sie zu vertreten.

Aber damit ist erst das Vorletzte angesprochen. Die „nationale Identität" als solche ist nichts, was in das politische Tagesgeschäft gehört. Die Einsicht in die Nützlichkeit oder Wünschbarkeit von „Identität" bringt keine hervor. Enthusiasmus kann man nicht in der Retorte züchten, man muß ihm einen Ausdruck verleihen, ihm eine Sprache geben, die in das Gemüt der Menschen wirkt. Das ist die Aufgabe, die gestellt wird.

Anmerkungen

1 Heinrich von Kleist: Katechismus der Deutschen, abgefaßt nach dem Spanischen zum Gebrauch für Kinder und Alte [1809], Sämtliche Werke und Briefe, Bd 3, hrsg. von Ilse Marie Barth u. a., Frankfurt a. M. 1990, S. 479-491, hier S. 480f.
2 Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen [1918], Gesammelte Werke in Einzelbänden, Frankfurt a. M. 1983, S. 52f.
3 Heinz Brüggemann, Heide Gerstenberger, Wilfried Gottschalch, Ulrich K. Preuß, Gisela Erler, Heinar Kipphardt, Thomas Schmid, Ulrich Sonnemann: Über den Mangel an politischer Kultur in Deutschland, Berlin 1978, S. 112f.
4 Hans-Peter Schwarz: Das Ende der Identitätsneurose, in: *Rheinischer Merkur* vom 7. September 1990.
5 Heinz Bude: Die Leute, das Volk und der Staat, in: *Mittelweg* 36 4 (1995) 2, S. 78-90, hier S. 80.
6 Gelegentlich konnten auch beide Reaktionen zusammenfallen, so etwa, wenn Kochs „Parteifreund" Heiner Geissler äußerte, eine Debatte über die „nationale Identität" der Deutschen bedeute die „Renaissance des Wilhelminismus" und: „Wer das will, gehört in die Psychiatrie." Zit. nach: „Weg ins Abseits". Geißler rügt nationalen Vorstoß Kochs, in: *Göttinger Tageblatt* vom 5. September 2001.
7 Koch: „Ohne nationale Identität würde Europa sehr schwierig". Interview mit Ansgar Graw, in: *Die Welt* vom 4. September 2001.
8 Ricarda Huch: Nationalgefühl? [1947], in: Klaus Wagenbach (Hrsg.): Vaterland, Muttersprache. Deutsche Schriftsteller und ihr Staat von 1945 bis heute, *Quartheft* 100, Berlin 1979, S. 70f., hier S. 71.
9 Ernst Nolte: Vergangenheit, die nicht vergehen will, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 6. Juni 1986.
10 Günter Grass: Schreiben nach Auschwitz, in: *Die Zeit* vom 23. Februar 1990.
11 Vgl. Thomas Knemeyer: Fischer gesteht deutsche Schuld in Afrika ein, in: *Die Welt* vom 3. September 2001: „Als erster hoher Politiker Deutschlands hatte Fischer sein tiefes Bedauern zu dem Vorgehen deutscher Siedler und Schutztruppen in Ländern wie Namibia, Togo und Burundi ausgedrückt. Der Schmerz über die Ausbeutung durch den Kolonialismus reiche bis heute noch tief, sagte er, aber das Unrecht lasse sich nicht ungeschehen machen. ‚Aber Schuld anzuerkennen, Verantwortung zu übernehmen und sich seiner historischen Verpflichtung zu stellen, kann den Opfern und ihren Nachkommen zumindest die ihnen geraubte Würde zurückgeben. Ich möchte dies deshalb hier und heute für die Bundesrepublik Deutschland tun', erklärte er."
12 Helmut Dubiel: Niemand ist frei von der Geschichte. Die nationalsozialistische Herrschaft in den Debatten des Deutschen Bundestages, München und Wien 1999, S. 293.
13 Elisabeth Noelle-Neumann und Renate Köcher: Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern, Stuttgart 1987, S. 50.
14 Noelle-Neumann/Köcher, Nation, S. 47.
15 Jürgen Habermas: Können komplexe Gesellschaften eine vernünftige Identität ausbilden?, in ders.: Zwei Reden aus Anlaß der Verleihung des Hegel-Preises 1973 der Stadt Stuttgart, Frankfurt a. M. 1974, S. 23-84, hier S. 51f.
16 Hans Mommsen: Zum Problem des deutschen Nationalbewußtseins in der Gegenwart, in: *Der Monat* 31 (1979) 2, S. 75-83, hier S. 83.
17 Martin Broszat: Wem gehört die deutsche Geschichte? [1986], in ders.: Nach Hitler. Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte, München 1988, S. 308-310, hier S. 308, 310.
18 Karl Dietrich Bracher: Das Modewort Identität und die deutsche Frage, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 9. August 1982.
19 Dolf Sternberger: Verfassungspatriotismus, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 31. August 1982.
20 Ulrich Beck: Angst vor der Freiheit, in: *Der Spiegel* (1994) 38, S. 248-250, hier S. 250.
21 Richard Herzinger und Hannes Stein: Endzeit-Propheten oder Die Offensive der Antiwestler. Fundamentalismus, Antiamerikanismus und Neue Rechte, *rororo aktuell,* Bd 13561, Reinbek bei Hamburg 1995, S. 188.
22 Tilman Mayer: Prinzip Nation. Dimensionen der nationalen Frage am Beispiel Deutschlands, Opladen ^{2}1987, S. 189.
23 Pier Paolo Pasolini: Freibeuterschriften. Die Zerstörung der Kultur des Einzelnen durch die Konsumgesellschaft, Berlin 1979, S. 63.
24 Henning Eichberg: Nationale Identität. Entfremdung und nationale Frage in der Industriegesellschaft, München 1978.
25 Aufschlußreich sind die verschiedenen Sammelbände, vor allem Gerd-Klaus Kaltenbrunner: Was ist deutsch? Die Unvermeidlichkeit eine Nation zu sein, *Herderbücherei Initiative,* Bd 39, Freiburg i. Br. 1980;

Caspar von Schrenck-Notzing und Armin Mohler (Hrsg.): Deutsche Identität, *edition d,* Bd 5, Krefeld 1982; Studienzentrum Weikersheim (Hrsg.): Deutsche Identität heute, *Dokumentation IX,* Stuttgart 1983. In gewissem Sinn gehört auch dazu Werner Weidenfeld (Hrsg.): Die Identität der Deutschen, München 1983, gleichzeitig *Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung,* Bd 200, Bonn 1983.

26 Bernard Willms: Die Deutsche Nation. Theorie – Lage – Zukunft, Köln-Lövenich 1982, S. 260.

27 Robert Michels: Materialien zu einer Soziologie des Fremden, in: *Jahrbuch für Soziologie* 1 (1925), S. 296-318, hier S. 303.

28 Leopold von Ranke: Politisches Gespräch [1836], in ders.: Die großen Mächte – Politisches Gespräch, hrsg. von Theodor Schieder, Göttingen 1958, S. 57f.

29 Peter Glotz: Der Irrweg des Nationalstaats. Europäische Reden an ein deutsches Publikum, Stuttgart 1990, S. 29.

30 Zit. nach Konrad Löw (Hrsg.): Marxismus Quellenlexikon, Köln 1985, S. 214.

31 Grundlegend sind Eric Hobsbawm und Terence Ranger (Hrsg.): The invention of tradition, Cambridge [2]1994, sowie Eric J. Hobsbawm: Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780, Frankfurt a. M. und New York 1991.

32 Raymond Grew: The Construction of National Identity, in: Peter Boerner (Hrsg.): Concepts of national identity – an interdisciplinary dialogue, Baden-Baden 1986, S. 31-44, hier S. 38.

33 George L. Mosse: Die Nationalisierung der Massen. Von den Befreiungskriegen bis zum Dritten Reich, Frankfurt a. M., Berlin und Wien 1976.

34 Heinz O. Ziegler: Die moderne Nation. Ein Beitrag zur politischen Soziologie, Tübingen 1931, S. 50.

35 Vgl. www.vercingetorix-lefilm.com

36 Vgl. Karlheinz Weißmann: Nation?, *Themen,* Bd 1, Bad Vilbel 2001, S. 66-75.

37 Zit. nach Marieluise Christadler: Zur nationalpädagogischen Funktion kollektiver Mythen in Frankreich, in: Jürgen Link und Wulf Wülfing (Hrsg.): Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität, Stuttgart 1991, S. 199-211, hier S. 202f.

38 Zit. nach Michael Dietler: „Our Ancestors the Gauls": Archaeology, Ethnic Nationalism, and the Manipulation of Celtic Identity in Modern Europe, in: *American Anthropologist* 96 (1994) 3, S. 584-605, hier S. 588.

39 Zit. Nach Weißmann, Nation, S. 89.

40 Cécile Breton: Six Années de recherche européenne au Mont Beuvray, in: *Archéologia* (2001) 380, S. 20-26, hier S. 25.

41 Hagen Schulze: Gibt es überhaupt eine deutsche Geschichte?, Berlin 1989, S. 15: „Gewiß, es gibt eine große kritische Tradition der französischen Geschichtswissenschaft; kaum ein Heiligtum des historischen Selbstverständnisses Frankreichs, das nicht von französischen Wissenschaftlern entmythologisiert worden wäre, von der Großen Revolution bis zur Resistance [sic], aber das gibt lediglich Stoff für Diskurse, die einen Sommer dauern. Das Bild der Franzosen von ihrer Geschichte ändert sich nicht, die Stichworte, die Epochen, die Namen, die Urteile bleiben unverrückbar, Sedimentgestein im kollektiven Bewußtsein, in dem Einheit und Identität wurzeln."

42 Karl Otto Hondrich: Gefangen im Konsens, in: *Der Spiegel* (1996) 22, S. 88f., hier S. 89.

43 Hans-Ulrich Gumbrecht: Die Stunde der raren Empfindung. Eine Stimmung wie nach dem Kirchgang: Ich staune über meine patriotischen Gefühle, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 15. September 2001.

44 Rüdiger Altmann: Vorüberlegungen zum Ernstfall, in Anton Peisl und Armin Mohler (Hrsg.): Der Ernstfall, *Schriften der Carl Friedrich von Siemens-Stiftung,* Bd 2, Berlin, Frankfurt a. M. und Wien 1979, S. 7-19, hier S. 9.

45 Samuel P. Huntington: If not Civilizations, What? Paradigms of the Post-Cold War World, in: *Foreign Affairs* 72 (1993) 5, S. 186–194, hier S. 194.

46 Hermann Weber: Einleitung, in ders. (Hrsg.): Das Prinzip Links. Beiträge zur Diskussion des demokratischen Sozialismus in Deutschland 1848-1990. Eine Dokumentation, Berlin [2]1992, S. 13-31, hier S. 17.

47 Kurt Schumacher: Nach dem Zusammenbruch. Gedanken über Demokratie und Sozialismus, Hamburg 1948, S. 12.

48 Vgl. Peter Brandt und Herbert Ammon (Hrsg.): Die Linke und die nationale Frage. Dokumente zur deutschen Einheit seit 1945, *rororo aktuell,* Bd 4740, Reinbek bei Hamburg 1981, S. 334f., 350f. Vgl. die Darstellung bei Bernd Rabehl: „Ein Volk ohne Kultur kann zu allem verleitet werden." Bernd Rabehls Rede bei den „Bogenhausener Gesprächen" über nationalrevolutionäre Ansätze 1968 und die heutige Lage der Deutschen (Dokumentation), in: *Junge Freiheit* vom 18. Dezember 1998.

49 Heinrich Albertz: Wir sind doch ein besetztes Land. Anmerkungen zu einer bitteren Realität, in: *Ästhetik und Kommunikation* Sonderheft 9, Berlin 1982, S. 115-117, hier S. 115.

50 Peter Brandt und Herbert Ammon: Patriotismus von links, in: Wolfgang Venohr (Hrsg.): Die deutsche

Einheit kommt bestimmt, Bergisch Gladbach 1982, S. 119-160, hier S. 156.
51 Ekkehart Krippendorff: Moralische versus realpolitische Beurteilungen zum 8. Mai, in Ulrich Albrecht, Elmar Altvater und Ekkehart Krippendorff (Hrsg.): Zusammenbruch oder Befreiung? Zur Aktualität des 8. Mai 1945. Eine Berliner Universitätsvorlesung, Berlin (West) 1986, S. 26-31, hier S. 30
52 Helga Grebing: Die deutsche Linke und ihre nationale Frage, in: *L´80. Demokratie und Sozialismus* (1981) 19, S. 61-69, hier S. 69.
53 Iring Fetscher: Die Suche nach der nationalen Identität, in Jürgen Habermas (Hrsg.): Stichworte zur „Geistigen Situation der Zeit", 1. Band: Nation und Republik, Frankfurt a. M. 1979, S. 115-131, hier S. 130.
54 Es geht dabei vor allem um die Rolle von Dirk Schneider, der als deutschlandpolitischer Sprecher der grünen Bundestagsfraktion zwischen 1982 und 1985 den Kurs der Partei in der nationalen Frage sehr nachhaltig bestimmte und für die Abwendung von jeder auf die Einheit gerichteten Programmatik verantwortlich war. Schneider überzeugte die Grünen von der Notwendigkeit einer bedingungslosen Anerkennung der DDR, was angesichts seiner Stasi-Tätigkeit als IM nicht weiter verwunderlich erscheint; vgl. „Stasi-Einfluß auf die Grünen", in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 4. Februar 1992, außerdem Elisabeth Weber: Stasi-Einflußagent mit Einfluß bei den Grünen, in: *Kommune* (1992) 2, S. 35-38.
55 Vgl. Jürgen Habermas: Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, Frankfurt a. M. 1992, S. 637: „Der Nationalstaat hatte nur vorübergehend einen engen Zusammenhang zwischen ‚Ethnos' und ‚Demos' gestiftet. Dem Begriffe nach war die Staatsbürgerschaft von der nationalen Identität immer schon unabhängig."
56 Peter Glotz: Die Beweglichkeit des Tankers – Die Sozialdemokratie zwischen Staat und sozialen Bewegungen, München 1982, S. 148.
57 Erik H. Erikson: Identität und Lebensrhythmus, Frankfurt a. M. 1966, S. 124.
58 Odo Marquard: Identität: Schwundtelos und Mini-Essenz – Bemerkungen zur Genealogie einer aktuellen Diskussion, in: ders. und Karlheinz Stierle (Hrsg.): Identität, *Poetik und Hermeneutik,* Bd VIII, München 1979, S. 347-370, hier S. 358.
59 Die Frage, ob sich die Einheit der Person nur auf das bewußt Erinnerte bezieht oder auch auf das durch das Unbewußte begründete Ganze seiner Geschichte, ist schon sehr alt und wurde so bereits von Locke, der die erste, und von Leibniz, der die zweite Position bezog, diskutiert, vgl. Peter R. Hofstätter: Psychologie zwischen Kenntnis und Kult, *Schriften der Carl Friedrich von Siemens-Stiftung,* Bd 8, München 1984, S. 94.
60 Kurt Hübner: Das Nationale. Verdrängtes – Unvermeidliches – Erstrebenswertes, Graz, Wien und Köln 1991, S. 229.
61 Christian Meier: Polis und Nation. Wie Demokratien ihren Zusammenhalt sichern, in: *Damals* (1993) 3, S. 30f., hier S. 31.
62 Edmund Burke: Betrachtungen über die Revolution in Frankreich [1790]. Aus dem Englischen übertragen von Friedrich Gentz, Zürich 1987, S. 178.
63 Hermann Lübbe: Identität und Kontingenz, in: Marquard und Stierle, Identität, S. 655-659, hier S. 656.
64 Ulrich Beck: Die feindlose Demokratie. Ausgewählte Aufsätze, Stuttgart 1995.
65 Joachim C. Fest: Die schwierige Freiheit. Über die offene Flanke der offenen Gesellschaft, Berlin 1993, S. 31.
66 Communitarian Network der George Washington University. Die Stimme der Gemeinschaft hörbar machen, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 8. März 1994.
67 Vgl. Sibylle Tönnies: Kommunitarismus – diesseits und jenseits des Ozeans, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament* B 36 / 96, S. 13-19.
68 Richard Herzinger: In der Gemeinschaftsfalle. Ohne Individualismus keine Verantwortung – wider die konservative Klage vom Untergang der Werte, in: *Die Zeit* vom 4. April 1997.
69 Alasdair MacIntyre: Ist Patriotismus eine Tugend?, in Axel Honneth (Hrsg.): Kommunitarismus. Eine Debatte über die moralischen Grundlagen moderner Gesellschaften, Frankfurt a. M. und New York 1993, S. 84-102.
70 Vgl. das Interview mit dem Staatsrechtslehrer Josef Isensee „Toleriertes Unrecht verdirbt das Bewußtsein der Bürger", in: *Die Welt* vom 30. Juni 1997: „In der Tat wird die gesamte Diskussion vom Terminus der ‚Gesellschaft' bestimmt, über die man noch unverfänglich reden kann, denn ‚die Gesellschaft' verpflichtet zu nichts. ‚Gesellschaft' ist kein personenrechtliches Band, sondern die Summe der Personen, die unter einer Staatsorganisation auf einem ganz bestimmten Gebiet leben; ob miteinander oder nebeneinander, das spielt für den Begriff Gesellschaft keine Rolle. Was die Menschen zu einem Haftungsverband, zu einer Gefahren- und Schicksalsgemeinschaft in guten und in schlechten Zeiten zusammenfügt, das ist eben das Volk im Sinne der Nation, das die Basis der Demokratie bildet."
71 Heimo Schwilk und Ulrich Schacht (Hrsg.): Die selbstbewußte Nation. „Anschwellender Bocksgesang" und weitere Beiträge zu einer deutschen Debatte, Frankfurt a. M. und Berlin 1994.
72 Peter Glotz: Die falsche Normalisierung. Essays, Frankfurt a. M. 1994, S. 42.



Institut für Staatspolitik
Rittergut Schnellroda · 06268 Albersroda
www.staatspolitik.de